

nach Arizona abtransportiert, eine Wüste von Staub zurücklassend, wo einmal die karibische See mit ihren Inseln leuchtete.

Man kann den Roman als Anklagerede und Trauerlitanei lesen, über weite Strecken auch als Roman über die Einsamkeit der Macht. Man muss ertragen, dass der Diktator in jedem Augenblick menschlich wirkt und Mitleid in Anspruch nimmt. Keiner ist so einsam wie er, dem alle wegsterben, zunächst die Mutter, dann die einzige Frau, die er geliebt hat, schließlich sein doppelgängerischer Stellvertreter. Irgendwann, das ist ihm geweissagt, wird auch er selber sterben, friedlich im Schlaf, in voller Uniform auf dem Boden liegend, den angewin-

kelten Arm als Kopfkissen benutzend. Endlich meint man zu begreifen, dass der Staatenlenker auch als Weltenlenker verstanden werden kann, dass der Patriarch zugleich Gott ist und dass das Reich der Freiheit, das die Unterdrückten ersehnen, erst dann kommen kann, wenn alle Herrschaft zu Ende ist, die menschliche wie die göttliche. Zurück bleiben die, die den toten Diktator und den toten Gott überleben, das Volk, die Armen, die Unterdrückten, deren Stimmen sich am Schluss des Buches im Jubel über den Tod des Tyrannen endlich zu einem »Wir« vereinigen, um die frohe Botschaft zu verkünden, »dass die unzählbare Zeit der Ewigkeit endlich zu Ende sei«.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien im Wehrhahn Verlag Hannover sein Buch *Das Geheimnis der Sirenen. Bücher und andere Abenteuer*.

Wolf Scheller

»Sieh, ich möchte gern noch leben...«

Die Dichter und der Weltkrieg

Ivo Andrić, der in Sarajewo aufgewachsene Literaturnobelpreisträger des Jahres 1961, fand in seinem Roman *Die Brücke über die Drina* bedrückende Worte für den Vorabend des Ersten Weltkriegs: »Der Sommer 1914 wird in der Erinnerung jener, die ihn hier verlebten, als der strahlendste und schönste Sommer seit Menschengedenken bleiben, denn in ihrem Bewusstsein glänzt und leuchtet er auf einem ganz gewaltigen und düsteren Horizont des Todes und Unglücks, der sich bis in das Unabsehbare erstreckt.« Robert Musil beschäftigte die Wetterlage schon ein Jahr früher. Sein Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* beginnt mit dem berühmten Satz: »Über dem Atlantik befand sich ein barometrisches Minimum;

es wanderte ostwärts, einem über Russland lagernden Maximum zu, und verriet noch nicht die Neigung, diesem nördlich auszuweichen.« Und dann: »Es war ein schöner Augusttag des Jahres 1913.«

Im Jahr darauf wird in Sarajewo Österreichs Thronfolger erschossen. Europa treibt in den Ersten Weltkrieg. Hunderttausende blutjunger Männer können es kaum erwarten, schmutzige Uniformen anzuziehen und sich dem großen vaterländischen Abenteuer hinzugeben. Der Arbeiterdichter Heinrich Lersch, trägt im ganzen Land sein Gedicht »Soldatenabschied« vor:

*Lass mich gehen, Mutter, lass mich gehen!
All das Weinen kann nun nichts mehr nützen,*

denn wir gehen, das Vaterland zu schützen!
Lass mich gehen, Mutter, lass mich gehen.
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund
dir küssen:
Deutschland muss leben, und wenn wir
sterben müssen.

Der damals 16-jährige Bert Brecht hatte sich für die Nacht des 7. August in Augsburg zur »Fliegerspähe« auf dem Perlachturm eintragen lassen. Für die *Augsburger Neuesten Nachrichten* berichtete er tags darauf: »Es war wunderbar schön hier in mitternächtiger Stunde auf dem hohen Turm. Ab und zu fuhr rollend ein Zug aus dem Bahnhof – ein Zug von Soldaten, die hinausziehen in die Nacht, in ein ungewisses Los, vielleicht, um nicht wieder zurückzukehren... Manchmal auch tönte unter uns ein Lied in die stille Nacht. Im Ratskeller sangen sie patriotische Lieder. Machtvoll schollen die Töne der ›Wacht am Rhein‹ zu uns empör.« Brecht beschrieb Soldaten, die mit »festem, ruhigen Tritt« marschierten. Ein »Volkskrieg« sei das, eine »Erhebung der Nation« – und: »Opfer müssen gebracht werden, und sollten sie blutig schwer werden.«

Die Kriegsbegeisterung vernebelte nicht nur Jugendlichen den Kopf. Künstler, Wissenschaftler und das Gros der Schriftsteller berauschten sich an den ersten Siegen und glorreichen Zeiten, die der Kaiser den Deutschen versprochen hatte. »Für Gott, Kaiser und Vaterland« – wurde ihnen schon auf der Schulbank und in der Kaserne eingebläut. Der Kriegsfreiwillige Ernst Jünger beschrieb diese Geisteshaltung in seinem Kriegsbuch *In Stahlgewittern*: »Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werkische verlassen und waren zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. Der Krieg

musste es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Es schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetauten Wiesen. Kein schöner Tod auf dieser Welt.«

Nicht minder vaterländisch war der »Gedankendienst mit der Waffe«, den zu leisten Thomas Mann sich verpflichtet fühlte. Im Herbst 1914 verglich er den Krieg mit dem Kampf, den Friedrich der Große von 1756 bis 1763 gegen eine mächtige Allianz von Feinden zu führen gehabt hatte. In mehreren Briefen sprach er davon, dass man als Deutscher nun eigentlich an die Front gehöre. Allerdings glaubte Thomas Mann kaum ernstlich daran, dass man ihn – auch bei wachsendem Truppenbedarf – für wehrdienstpflichtig erklären würde. Aber er stellte sich schon die Frage, was vom »Geist« zu erwarten sei, wenn die Waffen das Wort führten: »Ja und ja! Es gibt nur einen wirklich ehrenhaften Platz heute, und es ist der vor dem Feind. Wenn unser Herz für Deutschland im Kampfe liegt – wir verstehen uns allzu gut auf jene Humanität, welche die Ehre des Leibes will vor der der Seele.« 1916/17 arbeitete der Autor an den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, dieser trotzigen Verteidigung deutscher »Kultur« gegen westliche »Zivilisation«. Das Buch schloss er ab, als im Winter 1917/18 die Friedensverhandlungen mit Russland begannen. Er war erleichtert, dass der Krieg nicht mehr gegen das Land Dostojewskis geführt werden musste, sondern nur noch »gegen den Westen allein, gegen die ›trois pays libres‹, gegen die ›Zivilisation‹, die ›Literatur‹, die Politik, den rhetorischen Bourgeois...«

Am 14. August 1914 erschien ein Manifest – »Aufruf an die Kulturwelt«, unterzeichnet unter anderem von Gerhart Hauptmann, Max Reinhardt, Wilhelm Röntgen und Max Planck, in dem es hieß: »Glaubt uns! Glaubt, dass wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig

ist wie sein Herd und seine Scholle. Dafür stehen wir ein mit unserem Namen und unserer Ehre.« Hingegen fragte Albert Einstein: »Ist es nicht besser, für eine Sache zu sterben, an die man glaubt, wie an den Frieden, als für eine Sache zu leiden, an die man nicht glaubt, wie an den Krieg?« Aber solche Stimmen fanden kein Gehör. Die meisten orientierten sich an dem bekanntesten deutschen Schriftsteller dieser Zeit, an dem Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann, der sich zum Propagandisten einer aggressiven Kriegspolitik machte. In seinen Schlachtgesängen beschwor er die »deutsche Ehr'«, die es gegen die »drei Räuber« an Deutschlands »Ehre« und »Land«, Russland, England und Frankreich, zu verteidigen gelte: »Nimmer nimmt sie uns irgendwer,/Dafür sorgt Gott, Kaiser und deutsches Heer.« Hermann Hesse schrieb in seinem Gedicht »Der Künstler an die Krieger«: »Die ihr draußen in den Schlachten standet/Seid mir Brüder nun und mir geliebt«. Und Alfred Döblin verstieg sich noch im Februar 1918 zu einer Verfluchung all jener, »die das Wort Frieden« in den Mund nehmen sollten.

Es waren Entgleisungen des Zeitgeistes, gegen die Karl Kraus als einer der ersten öffentlich auftrat – mit seinem politischen Kommentar »In dieser großen Zeit«: »... in dieser Zeit, in der eben das geschieht, was man sich nicht mehr vorstellen konnte, und in der geschehen muss, was man sich nicht mehr vorstellen kann, und könnte man es, es geschähe nicht...«

Sogar ein Schriftsteller wie Franz Kafka war nicht völlig immun gegen die Phrasendrescherei der Kriegsbegeisterung. Sein Freund Max Brod berichtet, Kafka sei als Einziger seines Freundeskreises vom »Ersieg« Deutschlands überzeugt gewesen, so sehr habe ihn »die besonnene, kraftvolle, tapfere Entschlossenheit der Bevölkerung« beeindruckt. Ein Schulkamerad sah Kafka am Rande einer der ersten großen Demonstrationen zu Kriegsbeginn auf dem Wenzelsplatz in Prag »wie in Trance mit

unwahrscheinlich geröteten Wangen wild in der Luft herumfuchteln«. Am Abend im Kaffeehaus darauf angesprochen, habe Kafka seine Erregung keineswegs verleugnet. Sein Begeisterungsausbruch habe aber nicht dem fürchterlichen und verabscheuten Krieg gegolten, sondern dem patriotischen Massenerlebnis, das ihn überwältigt habe.

Carl Zuckmayer berichtet von einer ähnlichen Erfahrung. 1914 war er als 18-Jähriger freiwillig in den Ersten Weltkrieg gezogen, nicht ohne die irritierende Erfahrung zu machen, wie seine unbedingte Ableh- »Überhellung
und Euphorie«
nung des Krieges in nur wenigen Tagen jählings in fast rauschhafte Kriegsbegeisterung umschlug. Ende Juli 1914 spürte er nur Abscheu und Ekel vor dem »Ableiten der vernünftigen Welt ins Wahnwitzige«, doch Anfang August drängte er sich »aus heilig entflammten Herzen« zu den Waffen. Im Rückblick schrieb er: »Ich habe einen solchen körperlich-seelischen Zustand von Überhellung und Euphorie ... niemals in dieser Krassheit und Intensität wieder erlebt.« Doch gab er auch eine Erklärung für dies Erlebnis, sah den Grund dafür in der »enormen Elastizität der menschlichen Natur und ihrer märchenhaften Überwindungs- und Verwandlungsfähigkeit«.

»Ausdeutung, Verherrlichung, Vertiefung der Geschehnisse« seien im Krieg die Pflichten des Schriftstellers, schrieb Thomas Mann, der sich über dem Krieg mit seinem Bruder Heinrich entzweite. Heinrich Mann gehörte von Anfang an zu den schärfsten Kritikern der deutschen Kriegszielpolitik und ihrer metaphysischen Überhöhung: »Diese Metaphysik des Krieges, ausschließlich deutsch, ist aggressiv und bedeutet selbst schon den Krieg ... Man giebt das zu – vor dem Kriege, im Kriege – politisch ebenso wie philosophisch, indem man den eigenen Staat für den auserwählten, die eigene Rasse für die Herrenrasse, das eigene Recht für absolut erklärt.« Die

deutschen Schriftsteller machte er mitverantwortlich; an den Bruder schrieb er, als die deutsche Niederlage sich bereits abzeichnete: »Ich glaube nicht, dass der Sieg irgend einer Sache noch der Rede wert ist, wo wir Menschen untergehen. Alles, was nach dem Letzten, Furchtbarsten, das noch bevorsteht, an besserer Menschlichkeit kann errungen werden, wird bitter u. traurig schmecken. Ich weiss nicht, ob irgend Jemand seinem Mitmenschen ›leben helfen‹ kann; nur möge unsere Literatur ihm dann nie zum Sterben verhelfen!«

Es waren nicht viele, die sich wie Heinrich Mann öffentlich gegen die allgemeine Kriegsbesoffenheit wehrten: Johannes R. Becher, Annette Kolb, Ricarda Huch, Arthur Schnitzler, Leonhard Frank, Frank Werfel... Sie wurden nicht gehört, aber die

Nationalsozialisten merkten sich ihre Namen und setzten sie auf ihre schwarze Liste. Von den Jungen überlebten viele schon das erste Kriegsjahr nicht – wie Georg Trakl oder Ernst Stadler. Oder der Expressionist Alfred Lichtenstein, der schon in der siebten Kriegswoche fiel. In einem Gedicht hatte er zu Gott gefleht:

*Sieh, ich möchte gern noch leben,
Kühe melken, Mädchen stopfen
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
Mich noch manches Mal besaufen
Bis zu meinem selgen Ende.
Sieh, ich bete gut und gerne
Täglich sieben Rosenkränze,
Wenn du, Gott in deiner Gnade
Meinen Freund, den Huber oder
Meier, tötest, mich verschonst...*



Wolf Scheller

war bis 2009 Rundfunkredakteur in Köln und ist nun freier Autor. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de

Judith Klein

»Für eine kurze Zeit«

Volker Weidermanns Erzählung über einen Exilsommer in Ostende und Bredene

Einfühlung, Imagination und romaneske Erzählformen beflügeln heute mehr und mehr die Biografik. Im besten Fall hält diese an den dokumentarisch-wissenschaftlichen Methoden fest. Aus der Mischung entstehen kleine Ableger: Bücher, in denen eine einzelne biografische Episode – ob »Sternstunde«, Einschnitt oder Katastrophe – vergegenwärtigt und ausgeschmückt wird: Kafkas letzte Liebe, Simone Weils Sterben in England... Beschränkung auf eine einzelne Episode bedeutet keineswegs Verengung; denn im Brennpunkt des einen

Ereignisses konvergieren andere Ereignisse, Vorkommnisse der Vergangenheit und der Zukunft, Rückblicke und Vorahnungen.

Volker Weidermann hat ein lesenswertes Buch über den Juli 1936 vorgelegt, den Stefan Zweig (begleitet von Lotte Altmann, Sekretärin und Geliebte) und Joseph Roth zusammen in Ostende verbrachten. Zwischen den beiden Schriftstellern hatte sich seit 1927 eine Brieffreundschaft entwickelt, die einen fruchtbaren Austausch zeitigte und schließlich aufgrund finanzieller Abhängigkeit in Gereiztheit mündete.